

aus diesem Gebetbuch könnten wir ja gottlob mit den Juden gemeinsam beten, so kann man dem allerdings nicht zustimmen. Sobald die Entwicklung zum »kirchlichen Verständnis« der Psalmen einsetzt, wird deutlich werden müssen, daß die alttestamentlichen Psalmen nie das Gebetbuch des neutestamentlichen Gottesvolkes geworden wären, wenn man sie nicht auf Grund der »relecture« im Lichte des Christusereignisses und Paschamysteriums im Erfüllungssinn gebetet hätte: d. h., von, zu und mit Christus. Aber auch wer noch nicht in diese Tiefenschicht christlichen Psalmenverständnisses eingedrungen ist, müßte, wenn er die Psalmen im Ernst mit den Juden beten will, den erstmals bei Kassian († 430/35) bezeugten und seitdem üblich gebliebenen trinitarischen Lobspruch am Schluß jedes Psalmes (Ehre sei dem Vater und dem Sohn und dem Heiligen Geist) auslassen. Daß das unzumutbar ist, braucht nicht lange beteuert zu werden. Dabei müßte es selbstverständlich sein, daß solches Sich-Absetzen von jüdischem Psalmenbeten nicht hochmütig geschieht, »weil wir es besser wissen«. Das bessere Wissen ist uns ohne unser Verdienst in den Schoß gefallen. Vollchristliches Psalmenbeten, das ja immer auch Beten um das Heil der Welt in Christus ist, müßte die Bitte für das Volk einschließen, das uns diese Lieder geschenkt hat, die Bitte, daß es »zur Fülle der Erlösung gelangt« (Karfreitagsfürbitte für die Juden) und dann mit uns die Psalmen im Erfüllungssinn beten kann.

Der Wandel der Werte und die Sprache

Von Hans Maier*

»Die Medizin ist eine soziale Wissenschaft, und die Politik ist nichts weiter als Medizin im großen.« Mit diesen treffenden Worten hat Rudolf Virchow, selbst politisch und publizistisch tätig, auf die Gemeinsamkeiten zwischen Politik und Medizin hingewiesen. Ein anderer Politiker, Fürst Metternich, hat sich gelegentlich als »Arzt im Weltspital« bezeichnet, der Europa von der Krankheit des Nationalismus und Liberalismus heilen wollte. Wer – wie ein Mediziner – die Kunst der Diagnose, der Anamnese und der Therapie beherrscht, dem mag es leichter fallen, typische Zivilisationskrankheiten unserer Zeit zu erkennen. Auch der Arzt ist ja Tag für Tag mit dem Wandel der Werte und der Sprache konfrontiert: abzulesen etwa am inflatorischen Gebrauch des Modewortes »wissenschaftlich« oder am Suggestivbegriff »Aufklärung«, der das Arzt-Patient-Verhältnis neu bestimmt oder – noch gravierender – an der Egalisierungs- und Demokratisierungswelle in Universitäten und Krankenhäusern. Gerade der geschulte Sinn des Chirurgen für das Handgreifliche, das Praktische und Notwendige ist – so meine ich – ein guter Seismograph, um die ebenso subtilen wie tiefgreifenden Veränderungen in unserem Sprach- und Wertesystem wahrzunehmen. Fast scheint es, als hätte Eugen Roth, der heitere Münchner

* Vortrag, gehalten beim Deutschen Chirurgen-Kongreß am 13. April 1985 in München.

Zeitkritiker, die Zivilisationskrankheiten unserer Tage vorausgeahnt:

«Leicht sieht ein jeder, der nicht blind,
wie krank wir trotz der Ärzte sind.
Doch nie wird man die Frage klären,
wie krank wir ohne Ärzte wären.»

I

Ist unsere Gesellschaft krank? Sie ist auf jeden Fall anders, als sie früher war. Lebensform und Lebensart, kurzum die Kultur der Deutschen, erlebt gegenwärtig einen deutlichen Wandel. Die überlieferten Formen haben sich gelockert. Die Deutschen kommen nicht mehr so ernst, so gravitatisch, so fordernd daher wie früher. Das Leistungspathos hat sich verringert. Das Spielerische tritt unbefangener hervor. Kleidung, Sitten, Arbeits- und Sexualmoral, religiöse Verbindlichkeiten, Bildungsanforderungen – alles hat sich gelockert, oft in erstaunlichem Maß. Die Deutschen wirken heute weniger missionarisch als früher. Sie sind auch weniger diszipliniert. Sie muten leichter, freilich auch unverbindlicher an. Die Arbeit ist nicht mehr der Seeleninhalt, um den sich alles bewegt. Man kultiviert nicht mehr die Disziplin, eher die Lässigkeit.

Dem stehen auf der anderen Seite Verluste gegenüber. Einmal hat sich die frühere Klammer von Kultur und Leistung gelockert. Die alte kantische Maxime, daß der Mensch diszipliniert werden müsse, wenn er kultiviert werden wolle, leuchtet jungen Deutschen von heute kaum mehr ein. Sodann ist das, was wir Industriekultur nennen, kritischen und zweifelnden Fragen ausgesetzt, bis hin zur Negation. Endlich gerät die Beziehung von Wissenschaft und Kultur, Erfindungsgeist und wirtschaftlicher Auswertung, Forschung und Produktion in der ganzen Breite ins Schwanken. Sosehr sich der Kulturbegriff zur Lebensform hin geöffnet hat, so sehr ist er im Gegenzug dabei, sich zum Wissenschaftlichen, Wirtschaftlichen, Technischen hin zu verschließen. Man studiere nur die partielle Ausblendung der rationalen Sphären Wirtschaft, Wissenschaft, Verwaltung aus der Literatur, man sehe die zivilisationskritischen Horror-Sujets zahlreicher Maler und bildender Künstler, man registriere das betonte Eintauchen vieler junger Menschen ins Mythische, Fabulöse, Unwirkliche. Lockerer, individueller, vielfältiger ist unsere Kultur gewiß geworden, sie kommt nicht mehr auf dem Kothurn daher. Die Designer, die Liedermacher, die Modeschöpfer und Animateure dürfen sich eingemeindet fühlen – aber die Physiker, die Techniker, die Erfinder, die Arbeiter in Grenzzonen, in denen sich Witz und Kunst mit Fleiß und Konsequenz verbünden müssen – sie sind oft draußen. Das Gefühl dafür verschwindet, daß naturwissenschaftliche Erkenntnis, technischer Fortschritt und künstlerische Autonomie voneinander nicht zu trennen sind, daß sie derselben Wurzel neuzeitlicher Emanzipation entspringen. Privates tritt stärker hervor, Elemente der Selbstbestimmung, der Beteiligung drängen in den Vordergrund. Es sieht so aus, als ob die Deutschen es einmal ohne Disziplin, Entäußerung und Triebverzicht versuchen wollten, spontan und aktualistisch, im Stil der »Neuen Wilden«. Verwundern muß uns das nicht: Jedes Ideal zerbricht einmal, wenn der Bogen zu hart gespannt wird; jede Aufklärung – auch die zweite – zieht eine Romantik nach sich. Auf Voltaire-Zeiten folgen Rousseau-Zeiten.

Ohne Zweifel: Heute werden die tragenden Prinzipien der Industriekultur angefochten: Leistungsprinzip, Rationalität, wissenschaftlicher und technischer Fortschritt werden in Frage gestellt. Eine »asketische Weltzivilisation« (C. F. von Weizsäcker), so fordert man, solle die westliche Industriekultur der letzten 150 Jahre ablösen. Kulturpessimismus steht auf der Tagesordnung. Die Kritik an der Industriekultur zielt nicht nur gegen ein überhöhtes Maß und Tempo der Veränderung, sie opponiert grundsätzlich gegen Fundamente der Industriekultur: gegen Wachstum, Leistung, Veränderung, Mobilität. Sie bezieht Position gegen die Leistungsgesellschaft. Damit berührt sie Grundlagen der industriellen, der nachrevolutionären Gesellschaft schlechthin.

II

Am deutlichsten wird das an der heutigen Diskussion über das Leistungsprinzip. In der vorindustriellen ständischen Welt gab es das Leistungsprinzip nur am Rande, heute dagegen stehen wir vor der paradoxen Situation: Nie hat Leistung im Aufbau der sozialen Ordnung eine ähnliche Rolle gespielt wie in unserer Zeit; nie zugleich war sie so umstritten. Rückbewegungen zu quasi-ständischen Autonomien und Immunitäten zeigen sich überall:

So entwickeln Großbetriebe, Großverbände, Gewerkschaften heute eigene autonome Strukturen, die in Teilbereichen bereits in herrschaftsähnliche Funktionen hineinwachsen. Es sei nur an die Tarifautonomie und an die Mitbestimmung erinnert. Auch in Schulen und Hochschulen wird das Leistungsprinzip aufgeweicht. Einwände gegen die Notengebung, die publikumswirksame, wenn auch falsche Parole »Fördern, nicht auslesen!«, das Losverfahren im Zulassungsrecht, der Ruf nach gleicher Förderung, unabhängig von Begabung und Anstrengung des einzelnen zeugen davon.

Ähnliches gilt für die Arbeitswelt; doch herrscht hier – im Unterschied zum Bildungswesen – eine schwierige Dialektik. Arbeit wird humanisiert durch Technik. Die Entlastung von körperlicher Arbeit und entwürdigender Fron ist dank einem universellen Einsatz von Energie und Technik weit vorangeschritten. Eine generelle »Energieverweigerung«, wie manche sie wollen, würde zuallererst die Humanisierung der Arbeitswelt treffen und den Sozialstaat zerstören.

Die fortschreitende Entlastung von Arbeit hinterläßt jedoch auch Langeweile und Sinnleere. Langeweile, nach Allensbach von 35% der Bevölkerung empfunden, ist ein Zeichen von Persönlichkeitsschwäche, von Passivität. Langeweile, nach Ernst Jünger »verdünnter Schmerz«, auch das haben Meinungsforscher (Noelle-Neumann) herausgefunden, geht einher mit abnehmender Lebensfreude. Das unvermittelte Gegenüber von Arbeit und Freizeit wird offensichtlich den Wünschen vieler Menschen nicht mehr gerecht. Chancen und Raum für Selbstverwirklichung außerhalb der Arbeit haben zugenommen. Dies muß zwangsläufig die Arbeitsmoral verändern. Ist es nicht paradox, daß heute ein großer Teil echter, nämlich freiwilliger Arbeitsleistungen gerade in der Freizeit erbracht wird und daß nicht nur Aussteiger in Landkommunen das Glück gerade in dem suchen, was man einmal »knechtliche Arbeit« nannte: im Säen, Ernten, Mahlen, Backen, Sägen, Pferdestriegeln und Melken?

Seit Ingleharts »Silent Revolution« (1977) geistert der Begriff der »postmateriellen Werte« durch die Diskussion. Das stark gewachsene Interesse an Sicherheit, Freizeit,

persönlicher Selbstverwirklichung – auf Kosten der alten bürgerlichen Werte Arbeit, Leistung, Wettbewerb, Sparsamkeit, Triebverzicht – hat damit eine allzu schmeichelhafte Selbstkennzeichnung gefunden. Als Begradigung, als Kurskorrektur kann die Besinnung auf nichtökonomische Werte gewiß hilfreich sein. Verabsolutiert man sie, gerät man leicht in die Nähe des Sektiererhaften. Daß der Mensch nicht vom Brot allein lebt, ist eine wichtige, eine unentbehrliche Einsicht. Sie besagt aber keineswegs, daß der Mensch auf Brot – also Arbeit, Wirtschaft, Leistung, Produktion – gänzlich verzichten könnte. Selbst eine »asketische Weltzivilisation« könnte sich nur in jenen Freiräumen und Nischen ausbreiten, die vom Marktnexus abgeschirmt, aber zugleich durch ihn gesichert sind. Denn gibt es ein sozialneutraleres, gerechteres demokratiegemäßeres gesellschaftliches Ausleseverfahren als das Leistungsprinzip?

Ein Strang der heutigen Kritik an Technik und Industriekultur ist der immer deutlicher hervortretende Zweifel an der Rationalität. Dafür ein plastisches Beispiel: Daß man Kommunist und Demokrat zugleich sein könne, wird heute (nach Allensbach) von der älteren Generation noch überwiegend verneint. Anders die Generation der unter 30jährigen: nicht weniger als 28% glauben, dies sei vereinbar. Ein Erfolg der Konvergenztheorie? Eines wird daran jedenfalls deutlich: wie sehr Rationalitätsverlust und Realitätsschwund ineinandergreifen.

Hierher gehört auch die Entmachtung des Fachmanns. Wenn heute wissenschaftliche Arbeit nicht mehr als objektivierbarer Prozeß, sondern als Interessengeflecht hingestellt wird, das die Öffentlichkeit erst einmal nach »Relevanzkriterien« zu entwirren habe, dann muß man sich nicht wundern, daß die rationalen Grundlagen der Industriekultur nicht mehr gesichert erscheinen.

Sachverstand wird zunehmend in Mißkredit gebracht, symptomatisch abzulesen am Prestigeverlust von Professoren und Wissenschaftlern.

1972 bekundeten beispielsweise bei einer Allensbacher Umfrage 40% der Bevölkerung besondere Achtung von Atomphysikern, 1981 nur noch 26%.

Ein weiterer Trend: Unsere Nation scheint Abschied zu nehmen von der Arbeitsgesellschaft. Sie steht an der Schwelle zur Freizeitgesellschaft. Nach der Allerbeck-Studie von 1985 meinen über 8% der Jugendlichen, daß man auch ohne Arbeit glücklich leben könne. Nach EMNID sprechen sich ein gutes Drittel der Jugendlichen für mehr Gehalt, aber fast zwei Drittel für mehr Freizeit aus. Der Anteil der jungen Leute, die es »am schönsten finden, zu leben, ohne arbeiten zu müssen«, hat sich von 1952 bis 1980 mehr als verdoppelt: etwa ein Drittel ist heute dieser Ansicht. Steuern wird also auf eine hedonistische Freizeitgesellschaft zu?

Nach Infas betrachten zwei Drittel der Jugendlichen Freizeit als eines der wesentlichsten Lebensbedürfnisse. Freizeitorientierung ist deutlichster Ausdruck postmaterieller Wertehaltung. Während Sekundärwerte wie Leistung, Erfolgs- und Aufstiegsstreben, Ordnung, Autorität oder Disziplin heute vielfach bezweifelt, ja diffamiert werden, haben neue »postmaterielle« Werte Hochkonjunktur: Selbstverwirklichung, freie Lebensgestaltung, Glücksstreben, Muße, Ästhetik oder jene »noble Passion der Ausschweifung« (Lafargue). Die »Selbst«-Tendenzen sind im Kommen: Selbständigkeit, Selbstbestimmung, Selbstfindung, Selbstverwirklichung, Selbstentfaltung, Selbsterfahrung. Das Ich verdrängt das Du. Man fragt sich, wo der andere bleibt, der Partner, der Mitbürger, der Staat, die Gemeinschaft? Sicherlich, ein nur am Nutzen orientiertes, materielles Denken, wie es in der Nachkriegszeit üblich war, ist einseitig

und wird zu Recht von jungen Menschen kritisiert. Sein statt Haben lautet – in Anlehnung an Erich Fromm – die neue Maxime als Ausdruck der Lebensqualität. Doch signalisiert das Verlangen nach mehr Freizeit nicht auch zugleich ein Abfallen der Leistungsbereitschaft? Dafür liefern uns die Demoskopien handfeste Belege: Auf die vom Institut Allensbach gestellte Frage »Worin sehen Sie vor allem den Sinn Ihres Lebens?« gaben die jungen Männer unter 30 Jahren nur noch zu 43% die Antwort: »Etwas zu leisten, es zu etwas zu bringen«.

Im Arbeitsethos bahnt sich eine Generationenkluft an. Die Älteren betrachten das »Leben als Aufgabe«, Fleiß steht bei ihnen hoch im Kurs, die Jüngeren wollen – zumindest auch – das Leben genießen. Je älter die Befragten sind, desto höher ist die Einschätzung der Arbeit.

Dabei ist – wie Allensbach-Befragungen zeigen – im Vergleich zu anderen hochentwickelten Industrienationen wie Japan und USA – die Unlust an der Arbeit eine deutsche Spezialität. »Ich möchte unabhängig vom Verdienst immer mein Bestes geben«, dies meinen nur noch 25% der Deutschen, immerhin 45% der Schweden und über 50% der US-Bürger. Demoskopien haben eine weitere frappierende Tatsache ermittelt: Diejenigen, die auf ihre Nationalität stolz sind, sind in hohem Anteil auch auf ihre Arbeit stolz. Individuelle Zufriedenheit überträgt sich auf das Nationalgefühl. Subjektive Identitätskrisen können sich aber auch auf eine ganze Nation ausdehnen. Nur noch 20% unserer jungen Generation sind auf ihre Nationalität stolz. Zum Vergleich: in den USA sind es 97%.

Und was nicht nur Mediziner interessieren wird: Wer am Arbeitsplatz einen Entscheidungsspielraum empfindet, wird seltener krank. Mit dem Maß des subjektiven Freiheitsgefühls steigt also die Arbeitszufriedenheit. Es gibt auch eindeutige Zusammenhänge zwischen Arbeitsethik und Krankheitsausfällen: Wer eine positive Einstellung zur Arbeit hat, meldet sich seltener krank. In den äußeren Arbeitsbedingungen kann jedoch das schwindende Arbeitsethos nicht seine Ursachen haben. Denn modernere Produktionsverfahren, gleitende Arbeitszeit, Fortschritte in Sozialleistungen, Arbeitsmedizin und Betriebspsychologie – all dies hat Arbeit in den letzten Jahren humaner gemacht. Arbeit *à la taille de l'homme* ist gerade im Roboterzeitalter mehr und mehr möglich. Zufriedenheit am Arbeitsplatz ist ohne Zweifel auch eine ökonomische Größe: weniger Ausfälle, mehr Engagement, mehr Leistung. Die Meinungsforschung hält ein überzeugendes Argument für das Absinken der Arbeitszufriedenheit und das Bröckeln des Leistungsdenkens bereit: Der mit dem Aufkommen der antiautoritären Erziehung seit Mitte der 60er Jahre einsetzende Schwund zahlreicher Erziehungsziele, die Geringschätzung angeblich so altmodischer Tugenden wie Sachkenntnis, Pünktlichkeit, Fleiß, Disziplin und Ordnung. Marcuse hatte der Jugend Lust statt Leistung gepredigt. Heute werden die Folgen sichtbar. Wie das Wickert-Institut 1985 ermittelt hat, halten zwei Drittel der Gesamtbevölkerung, aber nur ein Drittel der jungen Generation Pflichtbewußtsein für sehr wichtig. Der Begriff Autorität ist aus Pädagogik und Erziehung weitgehend verbannt worden. 52% der Amerikaner, 43% der Japaner, aber nur 17% der Deutschen stimmen (laut Allensbach) der These zu, was junge Leute vor allem brauchten, sei eine strenge, konsequente Erziehung durch die Eltern. Ihre stärkste Wirkung konnte die antiautoritäre Welle der 60er Jahre im Bildungsbürgertum ausüben. Befragungen (so die Allerbeck-Studie 1985) haben gezeigt: Je höher die soziale Schicht, desto laxer die Erziehungs-

vorstellungen. Es muß uns zu denken geben, wenn heute ausgerechnet im Herkunftsland der permissiven Erziehung, den USA, nach einer neuen Repräsentativerhebung des Gallup-Instituts Disziplinlosigkeit und Vernachlässigung der Kinder als größte Erziehungsfehler angesehen werden.

Die Ablehnung von Autorität und der zunehmende Vertrauensschwund lassen auf ein gestörtes Verhältnis zwischen den Generationen schließen. Auch dieser subtile Bereich wurde von Demoskopern ausgeleuchtet: Nach der »Internationalen Werte-Studie« von 1981 (Noelle-Neumann) fühlte sich in jedem von fünf erforschten Bereichen die Kinder-Generation von der Eltern-Generation in Deutschland weiter entfernt als in irgendeinem anderen der vergleichbaren Industrieländer: in religiösen Fragen, den Moralvorstellungen, den Einstellungen gegenüber anderen Menschen, den politischen Ansichten und den Einstellungen zur Sexualität.

Möchten in den USA 77% der erwachsenen Kinder die Moralvorstellungen der Eltern übernehmen, so sind es bei uns nur 38% (nach Noelle-Neumann). Ein Vakuum zwischen den Generationen tut sich also auf. Bleibt die besorgte Frage: Wie sollen Werte, Tradition, Kultur weitergegeben werden?

Einen Widerspruch scheint unsere Jugend allerdings zu ignorieren: Einerseits setzt sie sich in Wertefragen bewußt vom Elternhaus ab. Andererseits hat aber die Bildungsexpansion und die Verlängerung der Ausbildungszeiten die ökonomische Abhängigkeit Jugendlicher vom Elternhaus erheblich verstärkt: Nach Allerbeck hatten 1962 Dreiviertel der Jugendlichen zwischen 16 und 18 Jahren ein eigenes Einkommen, 1983 nur noch rund die Hälfte. »Postadoleszenz« nennen Soziologen diese Entwicklung.

Eng verbunden mit dem Schwächerwerden des Leistungs- und Rationalitätsprinzips ist die zunehmende Technikfeindlichkeit als neue Form der Zivilisationskritik. Wieder stoßen wir hier auf ein merkwürdiges Phänomen: Zwar ist die technische Revolution international, die Technikfeindlichkeit in solch krassem Ausmaß ist jedoch eine weitere typisch deutsche Krankheit. Nach Allensbach halten nur 31% die Technik für einen Segen, 12% für einen Fluch. Über 40% der Bevölkerung wollen den technischen Fortschritt reduziert sehen, wie Wickert 1984 ermittelte.

Was am meisten zu denken gibt: Je höher der Bildungsgrad, desto stärker sind Technikfeindlichkeit und Zukunftspessimismus. Man trägt Pessimismus: 58% schätzen – nach der Shell-Studie (1981) – die Zukunft eher düster ein.

Nach der Sinus-Studie von 1982 lautet die Hitliste der Ängste und Probleme der Jugendlichen: Problem Nummer eins: Rüstung, an zweiter Stelle Umwelt, an dritter Stelle Energie. Angst – die Triebfeder der ökologischen Besorgnis – lähmt den Menschen, sie setzt seine Urteilskraft und sein Denkvermögen herab. Je mehr das exakt-naturwissenschaftliche Denken und der Fortschrittsglaube schwinden, desto ergiebiger wird der Nährboden für Zukunftsangst. Merkwürdig: Je rascher heute Wissenschaft, Forschung und Technologie unsere Gesellschaft verändern, um so stärker wachsen parallel dazu auch Technikfeindlichkeit und Zukunftsangst. Die Eigendynamik von Wissenschaft und Technik schuf sich ihre eigene Gegenkraft, und zwar im bewußten Ausstieg aus dem Fortschritt, aus der industriellen Leistungsgesellschaft, die neue Zivilisationskritik unserer Tage, die aus einer ganz anderen Sicht den Untergang des Abendlandes beschwört. Hier trifft sich die konservative Zivilisations-

kritik eines Oswald Spengler, Ortega y Gasset oder Ernst Jünger mit der progressiven, von der kritischen Theorie beeinflussten Kulturkritik.

Parallel zur dritten industriellen Revolution geht einher die antimodernistische, postmaterielle Bewegung, die Abgrenzung gegen die industrielle Leistungsgesellschaft mit ihrer fundamentalen wachstums- und technikfeindlichen Gegenposition zu Wissenschaft und Fortschritt, eine Akzeptanzkrise des Fortschritts. Neue soziale Bewegungen, sei es die Öko-, die Alternativ-, die Frauen- oder die Friedensbewegung, wollen überhaupt nicht mehr wissenschaftlich, schon gar nicht mehr technisch kompetent sein.

Eine neue »Zweiklassengesellschaft« entsteht: die einen tun die Arbeit – so ein Buchtitel von Schelsky, die anderen sind die Reflexionselite, die einen sind kompetent, eignen sich Wissen an, setzen es um, die anderen sind stolz auf ihre Wissensdistanz, ihre technische Inkompetenz.

III

Ein zuverlässiges Barometer für den Wertwandel ist die Entwicklung der Sprache. Die ersten beiden Nachkriegsjahrzehnte standen im Zeichen einer sprachlichen und sozialen Ausgleichs- und Egalisierungstendenz, eines Abbaus von rollen- und schichtenspezifischen Sondersprachen, individuellen und landschaftsgebundenen Idiomen, kurz räumlichen und sozialen Sprachabgrenzungen, bedingt auch durch Mobilität und Fluktuation. Sie spiegelten die sozialgeschichtliche Entwicklung wider, die einerseits durch soziale Nivellierung, andererseits durch Rangerhöhung bisher sozial zurückstehender Tätigkeiten und Positionen in der Gesellschaft gekennzeichnet war. Die Skala: Magd – Dienstmädchen – Hausgehilfin – Hausangestellte – Hausassistentin ist dafür ebenso ein Beispiel wie die oft beschriebene und belächelte Verwandlung der Putzfrau in die Raumpflegerin, des Blumenbinders in den Floristen, des Briefträgers in den Postfacharbeiter, des Fensterputzers in den Glas- und Gebäudereiniger. Statusunterschiede wurden sprachlich nach oben nivelliert. Diese Tendenz wirkt hinein bis in die Schickeriasprache unserer Tage mit ihren Renommier- und Verbrämungseuphemismen: Die Wohnung wird zur »Residenz«, die Tankstelle zum Service-Center, der Blumenladen zum Floristik-Shop, der Friseur zum Hairstylisten, der Handelsreisende zum Repräsentanten, der Medikamentenvertreter gar zum Pharmareferenten, die Hauswirtschafterin zur Ökotrophologin.

Die politische Sprache der Nachkriegszeit mit ihrem Klassengegensätze auflösenden Vokabular spiegelte in ihren neugeprägten Schlüsselbegriffen den damaligen Zeitgeist des Ausgleichs wider: soziale Marktwirtschaft, soziale Sicherung, Lastenausgleich, Wiedergutmachung hießen die neuen Formeln, die neuen tragenden Ideen.

In den 60er Jahren traten dann neue Muster auf. Die primären Bedürfnisse sind gesättigt, die Gesellschaft hat sich etabliert, man »ist wieder wer«, man kann sich nicht nur Vergnügungen, sondern auch Krankheiten leisten, die neu sind. Eine Jugend erscheint auf dem Plan, die von Krieg und Drittem Reich nur aus Geschichtsbüchern weiß. Sie urteilt von einem anderen Anspruchsniveau her: mühsam Erreichtes ist für sie nur ein Ausgangspunkt zu anderen Ufern, während die Berufung der älteren Generation auf Aufbauleistungen leicht als rückwärts gewandte Beschwichtigung

empfundene wird. Wo die Älteren die Hände in den Schoß legen, um Atem zu holen, vermissen die Jüngeren zukunftsbezogene Aktivitäten, konstatieren sie ein Defizit an Utopie.

Wie ein albanisches Sprichwort sagt: »Die Söhne essen die Früchte, und die Väter rutschen auf den Schalen aus.«

Waren noch die Erhard-Ära, seine auf der Idee eines tragfähigen Konsenses aller beruhenden »Formierten Gesellschaft«, oder auch noch die Kiesinger-Ära mit der Vorstellung einer »Konzertierten Aktion« von Harmonisierungsdenken geprägt, so waren in der Brandt-Ära die Harmoniebegriffe der politischen Sprache allenfalls noch in der Ostpolitik zu erkennen: Ausgleich, Zusammenarbeit, Normalisierung, Entspannung hießen die neuen Signalwörter. Innenpolitisch aber hatte die Reformpolitik eine fundamentale Sprachwende vorgenommen: Demokratisierung der Gesellschaft als neue Zauberformel, Verwirklichung der sozialen Demokratie, als »Satelliten-Vokabel« (Wolfgang Bergsdorf) – man hatte sich eine kontradiktorische Stellung gegen die als formal abgewertete Demokratie erkämpft. Nach der Pervertierung des Staatsbegriffs durch die Nationalsozialisten war es ein leichtes, den Hegelschen Dualismus von Staat und Gesellschaft in einen Primat der Gesellschaft umzukehren. Die militante Ausdehnung des Begriffs Gesellschaft auf die gesamte Breite des politischen Lebens und der progressive Ausfall des Begriffs Staat – dies waren wohl die bedeutsamsten Verschiebungen des politischen Sprachgebrauchs in den sechziger Jahren.

Der Staatsbegriff wurde aus der Sprache der Politik in die politische Fachsprache verbannt und durch den schematischen Gesellschaftsbegriff ersetzt. Organisatorische, technische, ja paramilitärische Kampfbegriffe drangen in die politische Sprache ein, ein Spiegelbild des neuerstarkten Voluntarismus und Aktionismus: so das berühmterbüchtigte »Umfunktionieren«, das »Verunsichern«, das »Umpolen« von Sozialisationsmustern. Werte wurden »hinterfragt«. Die Antworten waren rasch zur Hand: Betroffenheit, Emanzipation, »Freiräume« als Muster eines neuen negatorischen Freiheitsverständnisses. Gleichheit war nun auf einmal nicht mehr Gleichheit vor dem Gesetz, sondern wurde stereotyp zur Gleichheit der materiellen Lebensbedingungen aller denaturiert. Die Familie wurde zur Sozialisationsagentur, wenngleich zur unerwünschten; Eltern wurden zu bloßen Bezugspersonen herabgestuft. Aus dem Arbeitnehmer wurde im Klassenkampfdenken der Lohnabhängige. Nach Recht und Gesetz verurteilte Terroristen werden zu »politischen« Gefangenen, der Strafvollzug bei inhaftierten Terroristen wird als »Isolationsfolter« denunziert. Makabre »Bekennerbrieft« sollen offensichtlich von besonderem Mut zum Töten zeugen. Guerillas und Terroristen werden gar zu »Freiheitskämpfern«. Die rechtsstaatlichen Bemühungen, den Staatsdienst vor Unterwanderung durch Verfassungsfeinde zu bewahren, werden mit dem demagogischen Kampfbegriff »Berufsverbot« diffamiert.

Den folgenschwersten Einbruch der Sprachmanipulateure hat wohl der Gewaltbegriff erlebt. 1969 hatte Johan Galtung den Begriff strukturelle Gewalt in die Diskussion um die Dritte Welt eingeführt. Strukturelle Gewalt wurde nun zum Synonym für Abhängigkeitsverhältnisse jedweder Art, zugleich in raffinierter semantischer Strategie zur Legitimation für Gegengewalt. Der jahrzehntelange Konsens aller Demokraten in der Ablehnung von Gewalt begann von diesem Zeitpunkt an zu bröckeln.

Dieser rhetorische Einbruch weitete sich bald aus. Von nun an galt die frühere Unterscheidung zwischen legitimer staatlicher Gewalt (in Form von Rechtsprechung, Polizei und Militär) und illegitimer Gewaltanwendung nicht mehr. Richter, Lehrer, Polizei, Unternehmer, alle waren auf einmal Organe struktureller Gewalt, gegen die »Gegengewalt« als legitim erklärt wurde. Zudem wurde der Gewaltbegriff ideologisch aufgespalten in »Gewalt gegen Sachen« und »Gewalt gegen Personen«.

Überhöht wurde er durch einen »pseudolegalisierenden Revolutionsbegriff« (Bracher), der spitzfindig zwischen systemimmanenten und systemüberwindenden Reformen unterschied und damit Revolution verschleierte und verharmloste. Dies war das Umfeld der Kulturrevolution der sechziger Jahre.

Überall dort, wo Begriffsverwirrer brachiale Gewalt als Regelverletzung, Gesetzesbruch zwar als illegal, aber als legitim verharmlosten, wo der Begriff Widerstand als Kampfschlagwort gegen Rechtsstaat und Demokratie mißbraucht wurde, dort wurde der Boden für Gewaltanwendung bereitet. Wen wundert es dann, daß heute die Grünen den Verteidigungshaushalt als Kriegskasse oder die Volkszählung als Volksverhör verunglimpfen?

Daß mit Sprachformeln sowohl alte Realität verdrängt als auch neue aufgedrängt werden kann, das beweist die Strategie der dialektischen Sprachumwertung. Positive Begriffe werden durch negative Zusätze herabgezogen: Marcuses »repressive Toleranz« ist das Musterbeispiel dafür. Negative Begriffe werden positiv besetzt: so Dorothee Sölles »kreativer Haß«. Die Friedensbewegung hat ihren Jargon zum großen Teil der militärischen Drillsprache entliehen: Kampf für den Frieden, Widerstand, Mahnwachen, Besetzung, Blockade, »Menschenkette«. Sind dies noch Botschaften des Friedens? Durch Vernebelungen werden die Randzonen noch unschärfer: »gewaltlose Blockade«, »friedliche Besetzung«. Hat man vergessen, daß Hitler die Tschechoslowakei »friedlich besetzt« hat?

Schier unübertrefflich an Manipulation und Demagogie ist die Ballistik der Wortgeschosse, die die amtliche Sprach- und Pressepropaganda der DDR verbreitet. Mauer und Todesstreifen werden zur »Friedensgrenze«, zum »antifaschistischen Schutzwall« erklärt. Die politische Terminologie der DDR lebt vom Feindbild, von »Frontwörtern« (Bergsdorf), von dialektischen Gegensatzpaaren wie: Sozialismus – Kapitalismus, reaktionär – fortschrittlich, revanchistisch – friedliebend. Sprache ist in der DDR nicht Kommunikation, sondern politischer Appell. Unliebsame Begriffe werden »ausgemerzt«: das Wort Deutschland kommt in der DDR nicht mehr vor. Der Lächerlichkeit preisgegeben waren jedoch die DDR-Spracherfinder, die den »Weihnachtsengel« gegen die »Jahreswechsel-Flügelpuppe« eintauschen wollten. Hier waren selbst die Sprachlenker mit ihrer Rabulistik an der Grenze des Wachstums – und der Durchsetzung – angelangt.

Die Sprache der Politik – gleichwohl ein eigenes Thema – kann hier nicht übergangen werden. Gewiß, die Klage ist alt: Behördensprache läßt sich bekanntlich auf. Das Vaterunser hat 56 Wörter, die Zehn Gebote haben 297, die EG-Verordnung über Karamelbonbons hat 26 911 Wörter. Übertrieben bürokratische Wortgenauigkeit kann leicht zur Marotte werden: Der »öffentliche Münzfersprecher« fügt der Telefonzelle nichts hinzu, das Postwertzeichen verunstaltet allenfalls die schöne Briefmarke. Sprachliche Abrüstung könnte hier nicht schaden. Entsorgungspark statt Deponie, wer kann solche Wortbildungen unzerkaut hinunterschlucken? Gehälter

werden eingefroren, Kündigung wird zur Entmietung, Entlassung zur Freisetzung, die Flaute wird – welche Perversion – zum Minus-Wachstum, aus Verlegern werden Literaturproduzenten, aus Pfarrern Gemeindeleiter.

Seitdem das Marketingdenken auch die Politik erobert hat, halten manche bereits die Erfindung eines neuen Begriffs für die Lösung des Problems. Die Sprache der Politik kennt Fluchtbewegungen: die Flucht in hektischen Wortreichtum, der nichts mitteilt, die Flucht in Sprachspiele. In der Politik werden Begriffe besetzt, umgedeutet, neu konstruiert, aufgebläht oder demontiert. Der Kampf um Macht verlagert sich auf den Kampf um Worte. »Wörter als Waffen«, so hat es Wolfgang Bergsdorf genannt. Beispiele dafür gibt es genügend: etwa die Zurückdrängung des Totalitarismusbegriffs in der Nachkriegszeit zugunsten des Faschismusbegriffs – ein Umstand, der es den Kommunisten erlaubt hat, sich positiv von den Nationalsozialisten abzusetzen.

Ein Musterbeispiel amtlicher Sprachpflege liefert uns der Originalton eines Jugendamtes: »Die Kinder sollen an einer projekt-, problem- und bedürfnisbezogenen Ferienmaßnahme teilnehmen.« Hier wird Sprache zur Manipulation. Ein hartes schematisiertes Basis-Deutsch, computer- und fernschreibergerecht, begegnet uns allenthalben. Abstraktionen, pompöse Scheinwissenschaftlichkeit, Unverbindlichkeiten – dokumentiert dies den Sprachstil der neuen Sachlichkeit?

Auch in der Medizin lassen sich ähnliche Spuren verfolgen. Man denke nur an das Modewort »compliance«, jenes freiwillige Entgegenkommen des Patienten gegenüber ärztlichen Ratschlägen – im Grunde ein Ventil gegen den Egalisierungs-Überdruck unserer Zeit.

IV

Nirgends spiegelt sich der Wertewandel so deutlich wie in den Einstellungen und vor allem im Jargon der Jugend. Gegen die anonym gewordene Gesellschaft wird eine neue Ich-Betonung, eine narzißtisch-hedonistische »me-culture«, ein Modell einer ich-bezogenen permissiven Gesellschaft ohne Autorität, ohne Strukturen, ohne Rollen gesetzt: das Bild einer Collage-Gesellschaft, einer Kleingruppenidylle nach dem Muster: »mir geht nichts über mich«, oder »alle reden von Politik, wir reden von uns«. »Solange wir die Freiheit haben zu träumen, träumen wir, die Freiheit zu haben«. Es ist vor allem die Sprache, mittels derer sich ein Teil der Jugend heute von der übrigen Gesellschaft abgrenzen will. Diese Jugend hat keine Theorie, keine Ideologie mehr. Scheinbar unsinnige, nihilistische Parolen zeugen davon: »Null Bock auf nichts, gemeinsam sind wir unausstehlich, nieder mit dem Packeis, Freiheit für Grönland, laßt uns Erdgas zersägen, alle Macht der Phantasie, du hast keine Chance, drum nutze sie, nieder mit der Schwerkraft, es lebe der Leichtsinn, wir wissen nicht, was wir wollen, aber das mit ganzer Kraft.« So lauten die Botschaften. Wer sich an Oscar Wildes Satz erinnert, daß schlechte Poesie echtem Gefühl entspringe, der mag diese Nonsens-Sprüche als lustigen Spaß, der mag diese an Bauzäune und Tunnels gesprühten Graffiti als Kunst aus der Spraydose empfinden. Wer nur die Lochstreifen-sprache des Computers beherrscht oder wer die atemberaubenden EG-Wortschöpfungen, die das Wort Kuh durch die »rauhfuttermverzehrende Großvieheinheit« ersetzen, als Gipfel unserer Sprachkultur sieht, wer die Definition liest: »Auszubildende sind im

Rahmen der Ausbildung von Ausbildern auszubilden«, der wundert sich nicht darüber, wenn unsere Jugend sagt, »die in Brüssel haben doch ein Rad ab, da hat man doch keinen Bock mehr auf diesen ganzen Nachkriegssound und so«.

Was entlädt sich im Jugendjargon? Vieles und Widersprüchliches; man kann es nicht auf eine einzige Formel bringen. Zunächst wird, im Unterschied zur APO-Sprache der 60er Jahre, ein Ton emotionaler Selbstbezogenheit hörbar, so Konstantin Weckers »Ich hab noch nichts von mir gehabt!«. Im Originalton der Ausgeflippten: »In der Schule müssen wir uns für eine Prüfung alles mögliche reinziehen, nur leben lernen wir nicht. Dann Lehrstelle ergeiern, Kohle bunkern, Kücheneinrichtung und Terrassenstühle und so – nein danke. Dann lieber in 'ner Szene leben, wo echt Power abgeht«. »Herumömmeln«, mit dem Recht auf Faulheit und Feeling, wird zum neuen Motiv. Die nicht mehr politik- und gesellschafts-, sondern nur noch ichbezogene Bedürfnis- und Lustbetonung ist die Wurzel der neuen Psychokultur, jenes Nebels aus ganzheitlichem Erlebnistrieb, aus Selbsterfahrung, jenes Dunstes aus Drogen, Psychobewegung und Jugendsekten. Die pseudoreligiöse Welle ist jedoch keine Triebkraft neuer Kirchlichkeit. Abnabelung von allen Organisationen und Autoritäten, Abschottung gegenüber den Kennzeichen der Industriegesellschaft, Rückzug ins Ghetto des Privaten – dies ist typisch für die Alternativkultur. Der Staat wird von der Jugend als Omnibus betrachtet, in den man beliebig ein- und aussteigt. Eine Antihaltung, Fortschritts- und Industriefeindlichkeit, Protest gegen die Gesellschaft, dies scheint die ideologische Basis der neuen Alternativkultur zu sein.

Hier genügt es nicht, Traditionsverlust, Sinndefizit, Identitäts-, Legitimations-, Wertekrise, Leistungsverweigerung oder Autoritätskrise zu beklagen. Völlig verkehrt wäre eine Politik der Anpassung. Geschickte Werbeleute haben sich bereits zu unerwünschten Teilhabern der Jugend gemacht, haben ihre Sprachverstecke eifrig ausgekundschaftet. Aus dem »Ihr sollt so werden wie wir« ist längst ein anbietendes »Wir sind so wie ihr« geworden: Wie lauten doch die Werbesprüche: »Die knackige Röhre für junge Mädchen: Levis.« »Probleme mit der Knete? Prima Giro.«

»Wenn wir heute nichts tun, leben wir morgen wie gestern (BBC).« »Wollt ihr durch die Pampa brettern? Fiat Panda, einfach bärig.« Gegenstrategie per Begriffsverwirrung in Vorwärtsverteidigung. »Probleme mit der Zweierkiste? (gemeint Liebe): »Ein Brief kann auch mal unheimlich abgehen. Schreib mal wieder, Post.« – Man sieht: Sogar Vater Staat ist mit dabei! »Mit Twent fluid no future für Pickel«. Jugend als Konsument. Wird der Jugend ihre Sprache weggenommen? »Wir wollen unsere Sprache zurück« – dies war eine Parole in den Züricher Jugendunruhen. Keine Angst: »Sie verfolgen uns, doch wir sind schneller.« Inzwischen nimmt die Jugend die Werbesprücheklopfer auf den Arm: »Kein Atommüll auf den Mars, denn Mars bringt verbrauchte Energie zurück. Geld spielt keine Rolex, Lacoste es, was es wolle!« – alternative Werbung von heute.

So gelingt es manchen Erfindern, die Jugendsprache zur Fremdsprache zu machen. Sie grenzt sich ab, sie grenzt sich ein. Der abstrakten, rationalen Welt setzt die Jugend eine konkret plastische, bildhafte Sprache entgegen. Aus ihr soll ein neues Wir-Gefühl entstehen.

Die Erkennungsmelodie der Jugend von heute ist vor allem ihre Sprache. Das war keineswegs immer so. Auch die Apo-Jugend der späten 60er Jahre äußerte sich zwar in einem eigenen, nicht selten hermetischen Jargon: kritisch, theoretisch, ideologisch,

wissenschaftlich und akademisch. Aber dieser Jargon, an dessen Signalwörtern, wie Establishment oder Bewußtsein, sich die Gruppe erkannte, war einer des Kopfes, mit Entlehnungsschüben aus Psychoanalyse und Soziologie, und er war geborgt: bei linken Klassikern und Theoriearistokraten jener Jahre. Die stärker aufs Gefühl setzende Jugend der 80er Jahre aber hat sich ihre Sprache selbst ausgedacht: eine emotionsgeladene Gruppensprache, bildhaft, ohne Zweifel stark von Werbung und Fernsehen geprägt.

Sie will Kontrasprache und Kontrastsprache in einem, keine »Sprache von der Stange« sein. Mit dem Surrealismus der Sprache, einer Form von Gruppenabschottung, versucht die Jugend, der fertigen Welt zu entfliehen, in die sie hineingeboren wurde. Vielleicht erklärt dies auch das neu erwachte Solidaritätsgefühl, das neue »Wir«-Denken in der jungen Generation. Subkulturjargon will Schockwirkung auslösen. Daher der Verstoß gegen die herrschende Regel, gegen die Syntax: »Ich blick das nicht.« »Rettet dem Dativ.«

Normverletzungen befreien. Jugendsprache spiegelt so jenes dem überzogenen Kritizismus entstammende »Affirmationsverbot« wider, das besagt »Du darfst nicht zustimmen.« Schocksprache muß antiästhetisch, aggressiv, auch vulgär sein. Daher das Anschwellen des sexuellen Wortschatzes, Symptom für das Aussterben von Tabus. Das Private, selbst intime Gefühlsbereiche, all dies wird heute in pseudowissenschaftlichen Termini bloßgestellt: Gefühle werden sprachlich operationalisiert. Das Subjekt wird zum abstrakten Fall, der einzelne Mensch zum »Typen«. Eine Art Selbstentfremdung durch Sprache.

Merkwürdig: Parallel zum Schwund des konkreten Ausdrucks, abzulesen am inflatorischen Schwall von Modewörtern, wie »irgendwie«, »und so«, »oder so«, geht das Anwachsen von Verstärkerpartikeln, von »Kraftwörtern« einher wie: wahnsinnig, ätzend, knallhart, unheimlich, geil, irre, echt, stark. Gewiß, der Jugendjargon ist plastisch, griffig, flott, bildhaft, affektgeladen, körpernah. So sagt man »Fleischschau« statt Musterung, »IQ knapp über der Zimmertemperatur«.

Jugendsprache erfrischt bisweilen auch durch clevere Metaphern und Hyperbeln, etwa Verballhornungen der Computersprache: so Studenten über ihren »Mikro-Professor, dessen Prozessor veraltet ist.« Eine schlechte Note kann dann leicht zum »mittelschweren Chip-Infarkt« oder zum totalen Programmabsturz führen. Vieles ist originell und witzig, so die Idee, einen Schweizer Tunnel, durch den die Urlauber von Nord nach Süd huschen, »Teutonenbeschleuniger« zu taufen. Ein Schuß von Ironie, Sarkasmus, Witz und Intelligenz wird sichtbar – ein hoffnungsvolles Zeichen.

Gestelzter klingen dann schon Anglizismen in der Schülersprache wie »teamwork machen« für das alte Abschreiben oder high und full power für eine Eins. Schrecklich gar das Neu-Missingsch: »Ich habe wieder bessere connections zu meiner family.« Neben Frust und Null Bock muß es auch noch Enttäuschung und Verzagtheit geben dürfen! Man braucht ja nicht gleich ins andere Extrem fremdwörterverteufelnder Deutschtümler früherer Zeiten verfallen, die aus dem Revolver einen Meuchelpuffer machten oder gar gegen das Lehnwort Nase mit dem »Gesichtserker« vorgingen. Da ist die Jugendsprache mit ihren Metaphern wie »ergeiern, abgewrackt« noch kreativer. Keine Einwände auch gegen mehr Emotionalisierung unserer Sprache wie »genervt, gestreßt, geschock« oder »dies wurmt mich«. Diesem Sprachgewinn durch Phantasie und Kreativität stehen jedoch ebenso unbestreitbare Verluste gegenüber.

Stilistische Verhöhnung ist die »make-Sprache« jugendlicher »Macher«: Ich mache hier Kommunikation!«, »Macht das Sinn?«, Analog dazu die Substantive: Liedermacher, Filmemacher.

Ganz makaber wird es jedoch, wenn der jugendliche Slang Begriffe mit sehr ernstem Gehalt wie Sterben und Tod verulkt: »einen Abgang machen« oder »in die Kiste hüpfen«. Rhetorischer Neogrobianismus im Scene-Deutsch. Trösten wir uns mit Quintilian: »tristes solvit affectus«. Beruhigend auch, zu wissen, daß Jugendsprache vieles mit der Mode gemein hat: Beide veralten rasch.

In jüngster Zeit schwingt das Pendel bereits wieder in die andere Richtung. Viele Beobachter konstatieren einen Stimmungswandel in der Jugend. Ist dies eine um ein Jahrzehnt verspätete Reaktion auf die 1974 beschworene Tendenzwende? In der Tat: Wir haben heute zweierlei Jugend: hier die Zukunftspessimisten, die Minderheit der Aussteiger, die sich laut und bildkräftig artikulieren. Da die Mehrheit der realistisch und optimistisch eingestellten Jugendlichen, die aber vielfach – nach dem Motto »es wird schon werden« – die Hände in den Schoß legen, die unpolitisch, unengagiert, konsumorientiert sind.

Zweierlei Jugend also, eine verkehrte Welt, in der die Pessimisten Widerstand leisten, ohne an dessen Erfolg zu glauben, und in der die Optimisten zu wenig tun, obwohl sie deutliche Befürchtungen haben müßten. Neuere Jugendstudien zeigen deutlich, daß die Jugend keineswegs so ist, wie ein überholtes Krisenbild sie schildert. Fast 80% der Jugend bekennt sich heute wieder zur Familie, mehr als 50% der Jugendlichen erstreben wieder gesellschaftliche Anerkennung. Nach der Sinus-Studie von 1983 halten 59% gute Verdienst- und Aufstiegsmöglichkeiten wieder für wichtig. Schluß also mit postmateriellen Werten? Nicht ganz. Dennoch scheint no future doch keine so rosige Zukunft mehr zu haben. Nach der Marplan-Studie von 1984 steht das Solidaritätsgefühl gegenüber der Gesellschaft bei der Jugend wieder hoch im Kurs. Null-Bock auf Null-Bock also? 80% der 14- bis 19jährigen halten es für sehr wichtig, sich für Mitmenschen zu engagieren. 80% sprechen sich auch für Weiterbildung, mehr als 75% für Aufstieg im Beruf aus. Schluß also mit dem Klischee von no future? Offensichtlich decken die Medienschablonen des alternativen und pazifistischen Jugendprotestes, die depressiv-larmoyante Esoterik der Shell-Studie (Jugend 1981) nicht mehr die Lebensgefühle, die Wertorientierungen und auch die Befürchtungen Jugendlicher in der Mitte der 80er Jahre. Dieser Eindruck drängt sich jedenfalls in der Jugendstudie der Adenauer-Stiftung von 1983 auf, die ein erstaunlich hohes Maß, fast 90% an Lebenszufriedenheit in der jungen Generation ermittelt hat:

Nur 11% der Jugendlichen sind mit der Gesellschaft unversöhnlich unzufrieden – was ungefähr die wahre Stärke des Protestpotentials in der Jugend angibt. Neun von zehn Lehrlingen des Jahres 1983 bezeichnen (nach Allerbeck) ihr Betriebsklima als gut. Nach dem Wickert-Report 1985 stehen Werte wie Vertrauen, Aufrichtigkeit, Treue, Verantwortung und sogar Tugenden wie Disziplin und Leistung bei der Jugend wieder höher im Kurs. Immerhin wollen rund 75% der Jugendlichen nach neuesten Befragungen einmal heiraten. Für fast 70% der Jugendlichen gehören Kinder zu einer richtigen Ehe. Unbestreitbar: Es gibt den Wunsch nach Kindern in unserer Jugend. Dieser ist indessen wohl eher an romantischen Idealen ausgerichtet, die rasch wieder von den Realitäten eingeholt werden, wenn man in die Situation kommt, sich den Kinderwunsch auch tatsächlich zu erfüllen. Wie sonst könnte die Geburtenzahl in den

letzten 20 Jahren von rund 1 Million Kindern jährlich auf fast die Hälfte davon sinken? Ein ernstes Sympton für eine Gesellschaft ohne Lebenswillen, ohne Lebenskraft, für ein sterbendes Volk.

Ziehen wir Bilanz: Die Grundstimmung der Jugend 1985 ist zwar nicht euphorisch, sie ist aber auch keineswegs nur pessimistisch oder gar depressiv, sondern zeigt ganz deutliche Züge des Optimismus. Die Aussage, »wer sich anstrengt, kommt auch weiter im Leben«, wird ganz überwiegend bejaht, von über 60% (Adenauer-Stiftung). Ein großes Problem allerdings bleibt zu lösen: die partielle Jugendarbeitslosigkeit. »Stell Dir vor, Du stellst Dich vor, und keiner stellt Dich ein!« – so wird das Problem im Jugendjargon plastisch vor Augen geführt.

Sicherlich: Da die Massenmedien nun einmal kaum über das Normale, sondern meist über das Außergewöhnliche berichten, haben die Aussteigerwelle und die jugendliche Sprüche-Sprache in den letzten Jahren besondere Aufmerksamkeit in der Öffentlichkeit erlangt. Allerdings ist eine gruppenspezifische Sondersprache weder grundsätzlich etwas Neues noch eine Spezialität der jugendlichen Subkultur. Nicht allein Minoritäten am Rande der Gesellschaft hatten zu allen Zeiten ihr »Rotwelsch« als Schutz und Mimikry. Auch die feinere Gesellschaft goutierte es, sich mit erlesener Diktion »von der Kanaille zu distinguieren« (Hofmannsthal), wick im Extrem auf eine Fremdsprache aus. Und manche Gelehrte verstehen es meisterhaft, ihren Erkenntnischatz vor dem Zugriff Unkundiger durch einschüchternde Terminologien abzuschirmen. Nicht nur Soziologen, selbst Naturwissenschaftler sind manchmal bemüht, sich durch die Barriere einer spezifischen Sprache als würdiges Mitglied der geachteten »scientific community« zu erweisen.

Wissenschaftlern eine allgemeinverständliche Sprache abzuverlangen, erscheint heute oft als ähnliche Zumutung, als wenn man einen Leutnant im Wilhelminischen Kaiserreich dazu aufgefordert hätte, Zivil zu tragen. Was jedermann verständlich sei, könne doch wissenschaftlich nicht viel taugen. Auch der Umkehrschluß, daß Schwerverständlichkeit schon Tiefe bedeute, hat seinen Reiz.

V

Wie sollen wir auf den Wertewandel, der sich im Sprachgebrauch so plastisch spiegelt, reagieren? In der Pathologie Geschulte werden sich mit dem Elementarphänomen alles Lebendigen trösten: der Fähigkeit der Organismen zur Selbstregulation. »Medicus curat, natura sanat.« Vertrauen wir also auf den zu allen Zeiten vorhandenen gesunden Menschenverstand, der sich als Widerpart gegen Sprachmanipulationen noch immer bewährt hat. Doch einiges ist ganz gewiß auch noch zu tun.

So scheint mir eine gemeinsame Anstrengung all derer, die Werte vermitteln, heute besonders nötig zu sein, ein Zusammenwirken von Elternhaus, Schule, Medien, Politik und Öffentlichkeit. Die Situation dafür erscheint günstig: Nach Jahren einer fast rauschhaft erlebten Mobilität macht sich heute wieder ein Verlangen nach Befestigung, Überschaubarkeit, stabilen Zuordnungen bemerkbar. Nach Maßstäben wird wieder gefragt und gesucht. Doch kennzeichnet es nicht auch unsere Situation, daß man sich leichter tut zu beklagen, was nicht mehr ist, als zu sagen, was sein soll?

In einer Zeit, in der Kritik vielfach auf bloßen Widerspruch verkürzt wird, in der sich die Zielrichtung des Protests gegen die Grundlagen der modernen arbeitsteiligen Industriegesellschaft und gegen die Lebensform der gewaltenteilenden parlamentari-

schen Demokratie richtet, in einer Zeit der Fortschritts- und Orientierungskrise müssen wir wieder eine Antwort geben auf Grundfragen von Mensch und Welt.

Vielleicht ist es in unserer Gesellschaft noch nicht gelungen, Fortschritt und Technik geistig zu durchdringen und als Bestandteil unserer Kultur und Zivilisation zu begreifen. Die rasante technische Entwicklung hat unser Verständnis von der Welt der Technik längst überholt. Die geistige Bewältigung der Technik, das rationale Erkennen ihrer Möglichkeiten und Grenzen bleibt daher eine dringliche Aufgabe. Wir brauchen ein innovationsfreundliches, dem verantwortbaren Fortschritt aufgeschlossenes geistiges Klima. Weder enthusiastische Vergötterung noch blinde Verteufelung der Technik tragen dazu bei, die Probleme der Gegenwart zu lösen. Technik ist nach Ortega y Gasset »Anstrengung, um Anstrengung zu sparen«. Gefordert sind: ein rationales Verständnis der hochtechnisierten Welt, eine positive, von Verantwortung getragene Einstellung zur Technik als Klammer zwischen Gegenwart und Zukunft. Die Brücke von der Genetik zur Gen-Ethik beispielsweise ist noch nicht geschlagen.

Verzicht auf neue Technologien hieße, aus Angst vor dem Tod Selbstmord zu begehen. Wir würden uns selbst aufgeben, wenn wir uns die Freiheit des Geistes nehmen ließen, Neues zu denken, zu entwickeln und auch anzuwenden. Das Problemerzeugungspotential, hier hat der Philosoph Hermann Lübbe gewiß recht, darf nicht rascher wachsen als das Problemlösungspotential in unserer Gesellschaft. Die Synthese von Ökonomie und Ökologie ist keine Utopie. Theodor Eschenburg hat vor der Stimmungsdemokratie gewarnt, jener neuen Bewegung aus Öko-Hysterie und Panikmache. Bei näherem Hinsehen ist der Gedanke eines Stillstands in der naturwissenschaftlich-technischen und wirtschaftlichen Welt eine Wahnidee: in einem rohstoffarmen Land besteht unsere einzige Überlebenschance darin, noch intelligenter zu forschen und zu produzieren. Wir brauchen eine neue Aufbruchstimmung in Wissenschaft, Forschung und Technologie. Dafür müssen wir auch unsere Jugend begeistern. Neue Produktionszweige schaffen auch neue Arbeitsplätze.

Wer redet denn eigentlich bei uns noch von den positiven Segnungen des Fortschritts? Heute kommen für jedes in den Boden gepflanzte Samenkorn etwa 25 Körner zurück, während es vor zwei Jahrzehnten bei Rekordernten vielleicht sechs, in schlechten Zeiten gar nur zwei gewesen sind. Hat nicht der gewaltige Fortschritt der Medizin die Kindersterblichkeit bei uns fast gegen Null gesenkt und die Lebenserwartung deutlich erhöht? Gewiß wird man bessere Technologien zur Beherrschung der Fortschrittsnebenfolgen brauchen, die »Rückkehr zum menschlichen Maß« (E. F. Schumacher). Es geht nicht darum, den Fortschritt *aufzuhalten*, sondern ihn *aushalten* zu können, ihn erträglicher zu machen.

Wer sich für die Zukunft der Industriekultur verantwortlich fühlt, der muß heute vor allem für Nüchternheit plädieren. Er darf sich nicht von Stimmungen treiben lassen. Er muß auch manchmal Mut zum Selbstverständlichen an den Tag legen. Unsere Industriekultur verfügt heute nicht mehr über die unmittelbar werbende Kraft des säkularen Wirtschaftsaufschwungs nach dem Kriege. Ihre Fortentwicklung ist gleichwohl nötiger denn je. Grund für uns alle, noch deutlicher zu machen, daß Vernunft und Wissenschaft auch in schwierigen Zeiten verlässliche Begleiter des Menschen bleiben, daß Angst hingegen ein schlechter Ratgeber ist. Wirkliche Aufklärung, vernünftiger Fortschritt sind auch in Zukunft nötig; sie haben ihr Werk noch nicht vollendet; sie bleiben aktuell.